

Kleine Leute in Westfalen

LWL-Museumsamt für Westfalen
Landschaftsverband Westfalen-Lippe
Münster

Biografien-Box
Ein Login zu westfälischen Museumssammlungen
Band 2

LWL
Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Kleine Leute in Westfalen

Leben in bescheidenen Verhältnissen

herausgegeben von
Ulrike Gilhaus
Kirsten Bernhardt

Ardey-Verlag
Münster 2024

Umschlagabbildungen

Vorderseite: Elisabeth Becker: Sauerland-Museum Arnsberg/Hedwig Schwarz

Rückseite: Heinrich Stille: LWL-Medienzentrum für Westfalen/Nachlass Hermann Reichling

Charlotte Holländer: Heimatverein Nordwalde, Foto-Archiv

Hans Nowowieski: Stadtarchiv Dortmund/Heinrich Hüge

© 2024 Ardey-Verlag GmbH, Münster

[Ardey-Verlag GmbH, An den Speichern 9, D-48157 Münster]

Layout und Covergestaltung: Heike Amthor, Fernwald

Layoutentwurf: Alexandra Engelberts

Druck: Grafisches Centrum Cuno, Calbe (Saale)

ISBN 978-3-87023-471-3

ISSN 2701-9691 (Print)

Die Herausgeber weisen darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen haben sie keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags, des LWL-Museumsamts für Westfalen oder der Herausgeber ist daher ausgeschlossen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Inhalt

<i>Kleine Leute</i> im Museum – Annäherung an ein Thema	7
---	---

Menschen in ihrer Zeit. Zur Kulturgeschichte der <i>Kleinen Leute</i>	16
---	----

Biografien

18. Jahrhundert

Heinrich Johann Junckerinck (vor 1697–1758) – Organist	48
Cord Marx gen. Plöger (ca. 1708–1768) – Kötter	50
Ludolf Kobusch (1724–nach 1764) – Weber	54
Anna Maria Driefmeyer (1774–1883) – Armenhausbewohnerin	56
Margaretha Schmitz (1786–1842) – Armenhausbewohnerin	58
Diederich Topp (1789–1853) – Postbediensteter	60
Heinrich Everding (1791–1815) – Landwehrmann	62
Anna Ilsabein Schlüter (1792–1867) – Heuerlingsfrau	64
Caspar Rosenberg (1793–1868) – Scharfrichter	66
Johann Kuhlmann (1798–1863) – Landarmer	68

19. Jahrhundert

Caspar Kißmer (1804–1846) – Nadler	70
Salomon Katz Rosskamm (1812–nach 1857) – Drechsler	72
Anna Böschemeyer (1822–1881) – Landarme	74
Friedrich Werbinsky (1822–1905) – Nachtwächter	76
Christian Kripping (1824–1893) – Wanderhändler	78
Heinrich Herberg (1825–1876) – Bergmann	80
Catharina Kleinegese (1829–1896) – Näherin	82
Charlotte Holländer (1829–1916) – Armenhausbewohnerin	84
Karoline Leineweber (1830–1913) – Hebamme	88
Friedrich Schweppe (1839–1927) – Wanderziegler	90
Ferdinand Bellebaum (1846–1917) – Zichorienröster	92
Gustav Karl Süllwold (1848–1916) – Landwirt	94
Heinrich Kroos (1853–1934) – Bahnarbeiter	96
Anton Micheel (1855–1928) – Landstreicher	98
Louise Heldke (1855–1943) – Hausangestellte	102
Elisabeth Becker (1858–1932) – Markthändlerin	104
Heinrich Stille (1859–1925) – Vogelfänger	106
Elisabeth Möllers (1864–1939) – Kötterfrau	108
Elise Wolff (1867–1931) – Zieglerfrau	110
Marie Strathmeier (1877–1956) – Zigarrenarbeiterin	112
Dina Bestert (1878–1974) – Arbeiterfrau	114
Valentin Kurkowiak (1879–1956) – Anschläger	118
Josef Asmuth sen. (1881–1965) – Drechsler	122
Theresia Altemeier (1882–1980) – Heuerlingsfrau	124

Stanislaus Panfil (1888–1962) – Schneidermeister	126
Heinrich Markfritz (1890–1964) – Fuhrmann	128
Heinz Böcker (1891–1936) – Obdachloser	132
August Droste (1891–1960) – Lokomotivputzer	136
Emma Weiß (1891–1975) – Dienstmagd	138
Gustav Hilse (1896–1962) – Straßenmusiker	140
Klara Kroker (1898–1985) – Kriegerwitwe	142
Wilhelm Paroth (1899–1992) – Bergmann	144

20. Jahrhundert

Karoline Glitz (1900–1990) – Tagelöhnerin	146
Otto Diekmann (1900–1992) – Waldarbeiter	150
Fritz Waldminghaus (1903–1982) – Bergmann	152
Sophia Dubielczyk (1904–1993) – Bergarbeiterfrau	154
Emmy Olschewski (1904–1998) – Kioskbesitzerin	156
Maria Reefke (1907–1969) – Zwangsarbeiterin	158
Fritz Szepan (1907–1974) – Fußballspieler	160
Willi Schulz (1907–1995) – Wanderziegler	162
Olga Thümer (1907–2004) – Strickerin	164
Hans Nowowieski (1908–1974) – Pferdeführer	166
Willy Alder (1909–1989) – Invalide	168
Josef Honsel (1910–1988) – Puppenspieler	170
Fritz Hofmeister (1910–1995) – Wanderziegler	172
Josef Mummedey (1911–2000) – Fahrsteiger	176
Bernhard Schlüter (1912–1980) – Landwirt	178
Gottfried Konze (1913–1988) – Bürstenmacher	180
Felix Borgert gen. Lücke (1913–1991) – Steinmetz	182
Wiktor Szypulski (1915–1985) – Zwangsarbeiter	184
Franz Brandes (1921–1989) – Bergmann	188
Emma Thomas (1922–2020) – Hausangestellte	190
Alexandra Tschumak (1924–2010) – Zwangsarbeiterin	192
Waltraud Krause (1925–2019) – Angestellte	196
Antonio Usai (1928–1994) – Bergmann	198
Helmut Rau (1932–2018) – Arbeiter	200
August Kuhnert (1934–2017) – Hüttenarbeiter	202
Gregor Bala (1935–2018) – Arbeiter	204
Gertrud Jung (1936–2008) – Textilarbeiterin	206
Timo Konietzka (1938–2012) – Fußballspieler	208
Nuri Dervişoğlu (1938–2021) – Hüttenarbeiter	210
Klaus Reinhardt (1944–2021) – Straßenmusiker	214
Objektverzeichnis	218
Autorinnen und Autoren	223
Ortsregister	225
Bildnachweis	229

Kleine Leute im Museum – Annäherung an ein Thema

„Von den Armen geht alles mit ihrem Tode unter:
Das Dunkel des Lebens findet seine Entsprechung im Vergessen.“¹

Mit diesem pessimistischen Verdikt lenkte der italienische Historiker Armando Saporì, einer der besten Kenner der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des europäischen Spätmittelalters, 1955 den Blick auf die Unterschichten vergangener Jahrhunderte. Während reiche Menschen – so Saporì – Archive hinterließen und ihre zu Geld gekommenen Erbinnen und Erben sogar Monumente zu Ehren der Verstorbenen errichteten oder Biografien über diese beauftragten, bleibe von den Armen und ihren Leiden nichts zurück – und das, obwohl ihr Leben zum Verständnis gegenwärtiger und künftiger Probleme viel beizutragen hätte.² Auch wenn die Quellenlage zur Geschichte der Unterschichten eher dürftig ist und man über Arme „oft mehr Falsches als Richtiges“ weiß,³ stehen doch wesentlich mehr Quellen zur Verfügung als häufig angenommen.⁴ Diese Publikation will dazu beitragen, die Lebenssituation und die materielle Kultur *Kleiner Leute* besser zu erschließen und museal sichtbarer zu machen.

Unterschichten bilden zu jeder Zeit die große Masse gesellschaftlicher Formationen.⁵ Mangel und Armut waren über viele Jahrhunderte sogar so verbreitet, „daß man darin eine normale Situation der Bevölkerungsmehrheit sehen muß“.⁶ Allein wegen dieser zahlenmäßigen Überlegenheit muss uns daran gelegen sein, mehr über ihre Lebensumstände zu erfahren. Doch wie können wir historisches Wissen über diese Bevölkerungsmehrheit gewinnen und anschaulich machen? Die Gedächtnisinstitution Archiv trägt nur bedingt dazu bei: Zwar ist über diese Schichten viel geschrieben und archivalisch überliefert worden – sie sind eine feste statistische Größe und Gegenstand politisch-sozialer Kontroversen, Modelle und Fürsorgekonzepte –, aber Selbstzeugnisse von Menschen der Unterschichten sind selten überliefert, über ihre Binnensicht und ihr Alltagsleben erfahren wir durch Archive sehr wenig.⁷ Der geringe

¹ Saporì 1955, S. 165. Zitiert in der Übersetzung von Maschke/Sydow 1967, S. 4.

² Wesentliche Quelle von Saporìs Studien über die Wirtschaftsgeschichte des Spätmittelalters war der Nachlass des Tuch- und Fernhändlers, Bankiers und Spekulanten Francesco Datini aus Prato bei Florenz. Er hinterließ das größte mittelalterliche Kaufmannsarchiv Europas. Neben Hunderten von Geschäftsbüchern sind rd. 150.000 Briefe, darunter 11.000 Privatschreiben überliefert. Dieses Archiv ist eine unerschöpfliche historische Quelle über die Geschäfte und das Alltagsleben reicher Fernhändler der Toskana dieser Zeit. Am Ende seines Lebens wurde Datini von seinem Notar Lapo Mazzei, der trotz seiner akademischen Bildung zu den Unterschichten seiner Zeit gehörte, überzeugt, einen Großteil seines Vermögens den Armen der Stadt zu stiften; die Stiftung erfüllt ihren Stiftungszweck bis heute. Nur durch die geschäftliche und freundschaftliche Beziehung zu dem reichen Datini ist auch etwas vom Leben des armen Lapo Mazzei überliefert, der sonst in Vergessenheit geraten wäre. Darauf bezieht sich das Zitat (vgl. den als „exzellente“ ausgezeichneten Artikel https://de.wikipedia.org/wiki/Francesco_Datini [abgerufen am: 25.11.2023]).

³ Fischer 1982, S. 8.

⁴ Zu den Pessimisten hinsichtlich der Quellenlage zu diesem Thema gehört Wolfram Fischer (1982, S. 8); auch Martin Dinges (1988, S. 26) konstatierte einen Mangel empirischer Studien zum Leben von Menschen am Existenzminimum. Optimistischer beurteilte die Quellenlage der Wirtschaftshistoriker Wilhelm Abel (1977, S. 8), der v. a. durch Lohn- und Preisreihen den Lebensstandard der durchschnittlichen Bevölkerung sehr erhellte. Eine mittlere Position nimmt etwa Josef Mooser (1984, S. 36–37) ein, der einerseits feststellte, dass in manchen Quellengruppen unvermutet viel über Probleme und Verhalten der Unterschichten zutage trete. Andererseits warnte er vor der „Zahlengläubigkeit“ einer Auswertung serieller Quellen und stellte schließlich resignativ fest, dass „der Versuch einer Sozialgeschichte ‚von unten‘ auf Quellen ‚von oben‘ angewiesen“ bleibe (S. 37).

⁵ Vgl. hierzu die Ausführungen zu verschiedenen europäischen Ländern bei Fischer 1982, bes. S. 49–55.

⁶ Fischer 1982, S. 55. Auch die Studien von Dinges (1988, S. 126) zu Bordeaux ergaben, dass etwa vier Fünftel der Bevölkerung im 16./17. Jh. als arm anzusprechen sind. Für Münster wie auch vergleichbare Städte wird der Anteil der Armen, im Sinne derjenigen, die keine oder die geringsten Steuern zahlten, im 16. Jh. mit 30% angegeben (vgl. Klötzer 1997, S. 135).

⁷ Von großem Wert ist daher eine Edition der überlieferten Briefe aus dem Landarmenhaus Benninghausen (vgl. Lerche/Stratmann 2012).

oder nur rudimentäre Alphabetisierungsgrad, Kosten für Schreibmaterial, mangelhafte Aufbewahrungsumstände und auch fehlende Freizeit sind die wesentlichen Gründe dafür. Noch 1975 konstatierte Heiner Geißler im Kontext der Debatte um eine „Neue Soziale Frage“ eine „Sprachlosigkeit der Armen“, die ihnen die öffentliche Aufmerksamkeit entziehe.⁸ Heute bieten private Fernsehsender der *Underclass* (s. u.) zwar eine Bühne, jedoch ohne kritisch-reflektorische oder gar politische Bearbeitung ihrer Problemlagen.

Forschungsstand und Repräsentanz in den Museen

Auch Museen als zentrale Gedächtniseinrichtungen nehmen arme Menschen in ihren Ausstellungen, Forschungen und Publikationen viel zu selten in den Blick und schaffen durch ein zu schmales Interpretationsangebot vergangener Epochen verzerrte Geschichtsbilder und sogar Fehl-Konstruktionen historischer Realitäten.⁹ Warum ist das so? Warum hat sich der Paradigmenwechsel der 1960er und 1970er Jahre in der Geschichtswissenschaft¹⁰ und die Hochphase sozialgeschichtlicher Forschung bis in die frühen 1990er Jahre nicht ausreichend in den Museen niedergeschlagen? Man mag entgegenen, dass die Gründung von Freilicht- und Industriemuseen – auch in Westfalen-Lippe¹¹ – ein Gegengewicht, ja einen neuen Schwerpunkt zu diesem Thema geschaffen hat. Diese Museen sind zumindest teilweise bewusst als Korrektive zum bisher rein bürgerlichen Blick auf die Gesellschaft und ihre materielle und auch baukulturelle Überlieferung aufgebaut worden und haben sich in Teilen parallel entwickelt. Sie verstanden „Geschichte als Kulturgeschichte im weitesten Sinne, die das Leben der Menschen umfasst, ihren privaten häuslichen Bereich ebenso wie die Arbeit in den Fabriken, Lebenskampf und Lebensfreude“.¹² In der Tat haben sich hier neue Sammlungs-, Forschungs- und Vermittlungsformen¹³

⁸ Zitiert nach Fischer 1982, S. 9.

⁹ Peter Melichar, österreichischer Historiker und Ausstellungsmacher, kritisierte die Museen vor rund zehn Jahren als „Vollzugsorgane einer [...] gewünschten Identitätsproduktion“ und führte aus: „Sie sollen Dinge sammeln und bewahren, die Zugehörigkeiten anschaulich machen, ihre Forschungen sollten kulturelle Homogenitäten konstruieren [...]“. (Melichar 2012, S. 112–113).

¹⁰ Gemeint ist die allmähliche Abwendung der Fachwissenschaft von der bis in die 1950er Jahre vorherrschenden politischen Geschichte zu einer vorrangigen Betrachtung wirtschaftlicher und sozialer Strukturen und Prozesse und ihren Wirkungen auf Politik und Kultur. Von den verschiedenen Richtungen ging die Bielefelder Schule am weitesten: Sie verstand Sozialgeschichte in einem sehr umfassenden Sinn als Gesellschaftsgeschichte. Im engeren Sinne gab es auch das Verständnis von Sozialgeschichte als Geschichte sozialer Bewegungen, v. a. der Arbeitergeschichte. In den frühen 1970er Jahren erlebte die Sozialgeschichte an den Universitäten einen Höhepunkt, der sich in zahlreichen Gründungen neuer Lehrstühle für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte niederschlug (vgl. Kocka 1977, S. 67–99). Von diesem Ansatz grenzte sich in den 1980er Jahren erst die Alltagsgeschichte ab, später entstand in den 1990er Jahren mit der Neuen Kulturgeschichte ein konkurrierender Ansatz. Von Bedeutung war auch die in den 1970er Jahren sich etablierende Neue Geschichtsbewegung außeruniversitärer Einrichtungen, die dem Ansatz des schwedischen Publizisten Sven Lindqvist („Grabe wo du stehst“) folgend zur Aufarbeitung der örtlichen Geschichte von unten ermutigte. Dieser Ansatz nahm gerade die Geschichte der *Kleinen Leute* in den Blick.

¹¹ Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe ist Träger von zwei Freilichtmuseen und acht Industriemuseen. Der politische Gründungsbeschluss für die beiden Freilichtmuseen datiert vom 22.7.1960. Das LWL-Freilichtmuseum Detmold – Westfälisches Landesmuseum für Alltagskultur eröffnete am 7.7.1971, das LWL-Freilichtmuseum Hagen – Westfälisches Landesmuseum für Handwerk und Technik am 30.4.1973 (zur Gründungsgeschichte des LWL-Freilichtmuseums Detmold vgl. Baumeier 1996). Der Gründungsbeschluss für die LWL-Museen für Industriekultur datiert vom 21.9.1979 (vgl. den Abdruck der Gründungsvorlage in: Direktor des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe 1979, S. 35–40), die Eröffnung der inzwischen acht Museen fand zwischen 1989 und 2004 statt.

¹² Vgl. Neseke 1979, S. 5.

¹³ Die intensive Arbeit mit Sprachzeugnissen der Gewährspersonen (Oral History) hat im Laufe von fast 50 Jahren bei den LWL-Museen für Industriekultur ein Erinnerungsarchiv hervorgebracht und damit einen sehr wertvollen Fundus für Egodokumente *Kleiner Leute* geschaffen. Damit wurde der Mangel an Schriftquellen dieser gesellschaftlichen Schichten für die jüngere Vergangenheit mehr als kompensiert, weil historische Fragen auf diese Weise gezielt bearbeitet werden konnten. Auch in der Vermittlung gingen Freilicht- und Industriemuseen eigene Wege, indem sie – orientiert an Rezeptionsgewohnheiten und Freizeitbedürfnissen ihrer Klientel – v. a. performative Ansätze nutzten. Dadurch bekamen populäre und breitentaugliche Formate wie (technische) Schauvorführungen, Feste, Filme und die Einbindung von Chören, Vereinen und Comedy in die Programme großes Gewicht. Beide museale Sparten erfreuen sich großer Popularität. Eigene Forschungs- und Aufgabenbereiche in Freilichtmuseen – in geringerem Maße in Industriemuseen – sind Landschaftsökologie, historische Nutzpflanzen, Gartenkultur und die Zucht historischer Nutztierassen. Das ganzheitliche Konzept einer differenzierten Darstellung der Kulturlandschaft und Pflanzenwelt wurde erstmals 1981 bei einem Symposium im LVR-Freilichtmuseum Kommern diskutiert und entsprechende Strukturen dann nach und nach in einigen großen deutschen Freilichtmuseen aufgebaut (vgl. Bericht 1983).

mit beachtlichen Ergebnissen entwickelt. Freilicht- und Industriemuseen gründeten auf der baulichen Überlieferung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, Funktionsgebäuden und technischen Produktionsstätten und machten diese zum Ausgangspunkt für ihre Forschungen. Der drohende Untergang der historischen Bausubstanz war die Hintergrundfolie, das Rettungsmotiv bildete in beiden Fällen den Auslöser. Dabei standen sich Translozierung in ein museales Areal und Erhaltung am authentischen Ort (in situ) als zwei Möglichkeiten gegenüber. Die in Deutschland seit 1933 entstandenen Freilichtmuseen orientierten sich zunächst vorrangig an der regionalen Bautypologie und nahmen entsprechend v.a. die Bevölkerungsgruppen der Bauern, Handwerker und Kleinstadtbürger in den Blick. Erst allmählich, beginnend in den 1980er Jahren, kamen weitere soziale Gruppen wie unterbäuerliche Schichten hinzu. Bei den Industriemuseen standen hingegen Lebensverhältnisse und kulturelle Ausdrucksformen der Arbeiterschaft von Anfang an im Mittelpunkt von Sammlung und Forschung.

Dieser unterschiedliche Einstieg liegt auch darin begründet, dass Industriemuseen wesentlich jüngere historische Zeitschichten bearbeiteten – vorrangig das 19. und 20. Jahrhundert. Die Freilichtmuseen dagegen wollten zunächst Gebäude aus den davor liegenden Jahrhunderten vor Untergang und Verfall bewahren und präsentieren, die jüngere Vergangenheit bis hin zur Gegenwart hielt erst später Einzug.¹⁴ Für die älteren Präsentationszeiten waren keine Zeitzeugenbefragungen möglich, die über Bewohnerinnen und Bewohner sowie die Nutzungsgeschichte hätten Auskunft geben können. Beide Museumssparten vollzogen seit den 1980er Jahren mit ihrer Hinwendung zu Lebensformen der ländlichen und städtischen Unterschichten einen Paradigmenwechsel der historisch-musealen Forschung¹⁵ zu einer stärker sozialgeschichtlichen Orientierung, die beim Museumspublikum bis heute großen Zuspruch erfährt. Das erklärte Ziel war es, das Leben der Menschen in den Mittelpunkt zu stellen¹⁶ und die Prägungen ganzer Regionen durch die ländliche bzw. industrielle Arbeitswelt zu vermitteln. Die Rekonstruktion dieser sozialen Lebens- und Arbeitswelten mit der baukulturellen Überlieferung als Kern war lange ihre zentrale Vermittlungsmethode.¹⁷ Bei den Industriemuseen ging diese bis hin zum Nachbau einer Fabrik nach historischen Vorbildern (Weberei im LWL-Museum Textilwerk Bocholt) oder dem Erhalt einer Fabrik als einzigartiger Zeitkapsel (Tuchfabrik Müller im LVR-Industriemuseum Euskirchen).¹⁸ In den Freilichtmuseen wurden und werden Gebäude und Baugruppen in definierten Zeitschnitten möglichst authentisch inszeniert.¹⁹ In Ermangelung von schriftlichen Egodokumenten unterer Bevölkerungsschichten ihrer Klientel bedienten sich insbesondere die Industriemuseen für ihre Forschungen der Oral History; die Interviews gingen in Publikationen und Ausstellungstexte ein.²⁰

Aber weder diese Museen noch die damit verbundenen sozialgeschichtlichen Forschungsansätze haben es vermocht, die große Mehrheit der kulturgeschichtlichen und historischen Museen als Orte prägender Geschichtsbilder zu inspirieren, ihren Blick nachhaltig auf die unteren Bevölkerungsgruppen zu lenken und damit ein ausgewogeneres Bild von der Pluralität der Lebenswirklichkeiten vergangener

¹⁴ Für das LWL-Freilichtmuseum Detmold war zunächst nur eine Darstellung der Zeit bis um 1800 vorgesehen, mittlerweile wird auch die Nachkriegszeit präsentiert (zum Gegenwartsbezug vgl. Kutscher, Hauke-Hendrik: Zeitgeschichte und Gegenwartsbezug im Freilichtmuseum. <https://www.museumbund.de/wp-content/uploads/2018/02/kutscher-zeitgeschichte-1.pdf> [abgerufen am: 17.12.2023]).

¹⁵ Die Museen reagierten mit einer gewissen Verzögerung von etwa zehn Jahren auf den Paradigmenwechsel in den Geschichtswissenschaften und die Etablierung der Sozialgeschichte.

¹⁶ Vgl. Direktor des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe 1979, S. 36.

¹⁷ Vgl. Landschaftsverband Westfalen-Lippe 1985, S. 9. Hier heißt es: „Dokumentiert und in Ausstellungen rekonstruiert werden soll, wie unsere Vorfahren in der heimischen Region lebten [...] Schauplatz der Museumstätigkeit ist der authentische Ort: das historische Fabrikgebäude häufig in Verbindung mit einem dazugehörigen Siedlungshaus. Bauten, Maschineneinrichtung, Mobiliar sind nicht Selbstzweck, sondern Rahmen und Instrumentarium zur Dokumentation von sozialgeschichtlichen Themen.“

¹⁸ Vgl. die Definition von Industriemuseen bei Roekner 2009, S. 12.

¹⁹ Vgl. am Beispiel der Geschichte des LWL-Freilichtmuseums Detmold Stiewe 1996.

²⁰ Zitate aus Interviews ziehen sich als Strukturelement durch viele Ausstellungstexte in Dauer- und Sonderausstellungen. Im LWL-Museum Henrichshütte in Hattingen haben die Interviews ehemaliger Mitarbeitender auf der Hütte zu einem biografischen Ansatz in der Dauerausstellung geführt. Beispiele für relevante Interviewserien sind Rosswog 1994, Flieshart/Golombek 2018, Gilhaus/Paulus/Kugler-Mühlhofer 2010. Eine Variante der Interviews waren Publikationen zu kontextualisierten Erinnerungen (vgl. exemplarisch Wellmann 1991, Schmidt-Rutsch 2006, Schmidt-Rutsch/Telsemeyer 2008).

Epochen zu entfalten. Hatte vielleicht stillschweigend eine Arbeitsteilung stattgefunden, bei der die oft sehr großen Freilicht- und Industriemuseen den übrigen Museen ein bequemes Alibi boten, sich nicht um die dürftigen, meist fragmentarischen Nachlässe ärmerer Menschen kümmern zu müssen? Oder hat die Zurückhaltung der materiellen Relikte der Menschen aus Kleinbürgertum und Unterschichten ihren Grund in einer hartnäckigen Schwellenangst vor diesen *Musentempeln*? Denn viele Angehörige dieser Bevölkerungsschichten haben bis in die jüngste Zeit hinein oft selbst kein Bewusstsein dafür, dass Objekte ihres Alltags einen kulturellen Wert und sie selbst etwas Relevantes zu sagen haben. Viel zu selten fordern sie durch Übergabe ihrer Objektwelt ihre eigene museale Repräsentanz ein. Denn zugegeben: Über sehr lange Zeit wurden – wie es im Saporì-Zitat anklingt – Kleidung, Hausrat und Mobiliar der Unterschichten oft bis zum völligen Verschleiß genutzt, sodass vieles am Ende des Lebens als *wertloses Zeug* entsorgt wurde. Dennoch zeigen in diesem Band vorgestellte Biografien, dass auch in früheren Jahren einzelne Museumsleitungen und andere Personen ein gutes Gespür für kulturgeschichtlich bedeutsame Objekte der unteren Bevölkerungsgruppen besaßen und diese unmittelbar nach dem Tod sicherten.²¹ Häufig stammten diese Gegenstände von *Originalen*: von Menschen, die sich durch Lebensstil, Persönlichkeit oder regelrechte Selbstvermarktungsstrategien aus der breiten Masse heraushoben und bereits zu Lebzeiten Kultstatus besaßen. Mehr solcher Formen aktiver Sammlungsarbeit mit dem Bestreben, Lücken und Fehlstellen durch *aufspürende Arbeit* und eine Übernahmeanbahnung zu schließen, hätten sich positiv v. a. auf die Sammlungen des 20. Jahrhunderts ausgewirkt.²² Denn in jeder Stadt gab es Arme, Spielleute, kleine Selbstständige, Arbeiter und Arbeiterinnen, Witwen und Prostituierte, die Spuren in der Dorf- oder Stadtgeschichte hinterlassen haben.

Weiterhin liegt der Fokus des Sammelns und Forschens in den meisten Museen auf den seltenen, *schönen*, individuell gefertigten und materiell kostbaren Objekten aus Bürgertum und Adel – Repräsentanten kulturhistorischer Epochen. Nachfahren ihrer früheren Eigentümerinnen und Eigentümer können den Museen zudem oft umfangreiche Familienchroniken, Briefwechsel, Tagebücher, Fotoalben, Zeichnungen und sogar Filme zur Verfügung stellen. Dies erleichtert die Objektdokumentation und die Anschaulichkeit des Nutzungskontextes enorm und Forschende können dadurch sogar inspiriert werden. Bis heute dominiert in den Museen daher grosso modo ein Erkenntnisinteresse an bildungsbürgerlichen Handelnden in der Geschichte. Womöglich spielen hierfür auch die Nähe der eigenen Biografie des Museumspersonals zum bürgerlichen Forschungsgegenstand sowie fehlende private Kontakte zu Menschen der Unterschichten eine Rolle. Im Kontext dieses Projektes begegneten den Herausgeberinnen zudem Museen der Stadt- oder Kulturgeschichte, die zwar Objekte aus Handwerker- oder Arbeiterhaushalten aufgenommen hatten, zu denen aber eine aussagekräftige Dokumentation über Herkunft und Nutzungsgeschichte fehlte. In manchen Fällen sind sogar die Spuren der Herkunft gezielt verwischt, Namen nicht preisgegeben bzw. anonymisiert oder Fotos nicht gemacht worden. Hier scheint ein falsch verstandener Schutz der Gewährspersonen wirksam gewesen zu sein, der Forschungen ohne Not erschwert. In wenigen Fällen hat es sehr seltene Objekte von Personen der Unterschichten gegeben, ihr kulturgeschichtlicher Wert wurde aber offenbar nicht erkannt, sodass Objekte oder Objektdaten verloren gingen. Glücklicherweise treten manchmal andere Institutionen in diese Lücke, etwa Archive oder Spezialforschungsinstitute, in deren Überlieferung sich Dokumente zu den gesuchten sozialen Gruppen erhalten haben.²³

²¹ Dies gilt etwa für die Rösttrommel von Ferdinand Bellebaum, den Fuhrwagen von Heinrich Markfritz oder den Kotten von Bernhard Schlüter, in jüngster Zeit auch für die Musikinstrumente und Kleidung von Klaus Reinhardt, für die sich das LWL-Museumsamt engagierte.

²² Das Gustav-Lübcke-Museum in Hamm hat etwa mit gutem Erfolg gezielt in diesem Bereich gesammelt.

²³ Ein Beispiel ist das Hauptarchiv Bethel, das im Kontext der Arbeit der Bodelschwingh'schen Anstalten zur Nichtsesshaftenarbeit (und entsprechender Archivbestände) auch ein Tagebuch eines Obdachlosen übernahm, welches ein ehemaliger Hausvater der Herberge zur Heimat in Herford 1982 als mögliches Exponat für eine geplante Ausstellung zum Thema übersandte. Für diesen Hinweis danken wir Jürgen Scheffler, Dörentrup.

Konzept und Fragestellung

Um die skizzierten Sammlungs- und Forschungslücken zu adressieren, wird in diesem Band die sehr große und sehr heterogene Gruppe der Unterschichten – hier verstanden unter Einschluss des Kleinbürgertums – in den Blick genommen. Durch ihre Sichtbarmachung soll die soziale Diversität in Museen, Ausstellungen und in der Regionalforschung verbessert werden. Es geht also um die breite Masse der Bevölkerung – von der Schwelle des 18. Jahrhunderts bis in die jüngste Gegenwart. Die relevanten sozioökonomischen Kriterien sind Einkommen und Besitz, Bildung und Ausbildung sowie die ausgeübte Tätigkeit bzw. der Beruf als Grundlage des Lebensunterhaltes und das Geschlecht.²⁴ Immer wieder scheint als Überlebensstrategie der Unterschichten eine Ökonomie des Notbehelfs auf, also die Kombination verschiedener Einkommensquellen zur Sicherung des Lebensunterhalts.²⁵ Der Band will am Beispiel Westfalens Einblicke in das Leben und den Alltag dieser großen heterogenen Gruppe geben, deren gemeinsamer Nenner fehlendes oder allenfalls geringes Eigentum, über lange Zeit nur rudimentäre Bildung bzw. Volksschulbildung mit zunehmender beruflicher Qualifizierung sowie eine Beschränkung der persönlichen Freiheit im 18. und frühen 19. Jahrhundert war. Über politischen Einfluss verfügten sie nicht. Zu ihnen gehörten Bedürftige, die für ihre Existenzsicherung auf die Unterstützung Dritter angewiesen waren,²⁶ aber auch Personen, die einen sozialen Aufstieg schafften, ihre alte Welt zum Teil vollständig hinter sich ließen und am Ende sogar zur oberen Mittelschicht gehören konnten. Hauptsächlich aber geht es um Männer und Frauen, die sich allein oder mit ihren Familien bescheiden oder gerade auskömmlich selbst versorgten und dadurch eine positive Selbstwirksamkeit erlebten, sei es als abhängig Beschäftigte oder als kleine Selbstständige. Durch die hier zusammengestellten Biografien erfährt das Thema *Unterschichten* eine starke Ausdifferenzierung und Vielschichtigkeit, weil die vorgestellten Personen unterschiedliche Perspektiven und Lebensläufe verkörpern.

Die Herausgeberinnen haben sich zur Umschreibung der betrachteten Personengruppe für den Begriff *Kleine Leute* entschieden. Was zunächst nur als Arbeitstitel diente, wurde nach und nach zu einem passenden Begriff, der nicht nur das Massenphänomen dieser Gruppe beschreibt, sondern ihre vielfältigen Lebensformen als Normalzustand der Bevölkerungsmehrheit zum Ausdruck bringt, die Grenze zur Armut inbegriffen. Denn anders als im Englischen hat sich im Deutschen kein Äquivalent zur *Working Class* als Sammelbegriff für alle gebildet,²⁷ die durch ihrer Hände Arbeit lebten, in jüngerer Zeit erweitert um den Begriff *Underclass* für die dauerhaft wirtschaftlich, sozial und kulturell Deklassierten, die v. a. von Sozialtransfers leben. Keiner der gängigen Begriffe, die in zeitgenössischen Schriften oder der wissenschaftlichen Literatur verwendet werden,²⁸ umfasst die gesamte hier gemeinte soziale Gruppe, der Begriff *Unterschichten* kommt dem Gegenstand am nächsten, nimmt aber das Kleinbür-

²⁴ Auch Alter und Herkunft gehören üblicherweise zu den Kriterien für die Beschreibung sozialer Gruppen und ihrer Ungleichheiten. Die Kategorie Alter schied angesichts der lebensgeschichtlichen Darstellung aus, auch wenn die beschriebenen Personen für uns in einer bestimmten Lebensphase, oft dem Alter, besser fassbar sind. Regionale und soziale Herkunft sind in die Darstellung aufgenommen worden; Zuwanderung aus anderen Staaten und Kontinenten spielt in den Biografien noch eine untergeordnete Rolle. Objekte von Migrantinnen und Migranten haben trotz vielfacher Bemühungen von Museumsleitungen, solche Exponate zu übernehmen, selten dauerhaft den Weg in Museen in Westfalen-Lippe gefunden. Hinzu kommt, dass in diesem Band nur verstorbene Personen porträtiert werden sollten. Die Jury (s. u.) diskutierte, ob die Konfession bzw. Religionszugehörigkeit im Untersuchungszeitraum ein relevantes Kriterium darstellte. Es zeigten sich aber keine signifikanten sozialen Unterschiede hinsichtlich der konfessionellen Zugehörigkeit, sodass dieses Kriterium nicht regelmäßig in die Darstellung der Lebensläufe einging.

²⁵ Das in der deutschsprachigen historischen Forschung weiterentwickelte und in Studien zur Lebenssituation von Armen und prekär Lebenden bis heute wirksame Konzept der Ökonomie des Notbehelfs geht zurück auf den von der britischen Historikerin Olwen H. Hufton geprägten Begriff *Economy of Makeshifts* (vgl. Hufton 1974).

²⁶ Vgl. Dinges 1988, S. 19.

²⁷ Jüngst beklagte Julia Friedrichs das Fehlen einer eindeutigen Kategorie für diese soziale Gruppe „für die es keinen Namen gibt“ und entschied sich für die Übernahme des Begriffs *Working Class*. Mit dem Begriff *Kleine Leute*, den sie richtig zuordnete, setzte sie sich nicht näher auseinander (vgl. Friedrichs 2023, S. 11–12).

²⁸ Zeitgenössische Schriften verwenden je nach Standpunkt und teilweise synonym Begriffe wie niedere Stände/Klassen, arbeitende Klassen, besitzlose Klassen, Kleinbauern, Unterschichten, Landarme, Gesinde, Landarbeiter, Lohnarbeiter, vierter Stand, Kleinbürger, einfache Angestellte. In der wissenschaftlichen Literatur finden sich zudem Termini wie Unterschichten, Arbeiterschaft, Arbeiterklasse, ländliche Unterschichten, unterbürgerliche Schichten, Kleinbürgertum, Arme, Proletariat, Prekariat und schließlich Neue Unterschicht.

gertum nicht ausreichend in den Blick. Die Wortgeschichte zu den Begriffen *Kleiner Mann*, *Kleine Frau* und *Kleine Leute* zeigt, dass die Adjektive *klein* und *groß* seit vielen Jahrhunderten zur Kennzeichnung gesellschaftlicher Gegensätze dienen: Mächtige und Privilegierte wurden als *die Großen* bezeichnet, *die Kleinen* bezeichnete zunächst die Unterprivilegierten.²⁹ Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschob sich der semantische Schwerpunkt hin zur Bevölkerungsmehrheit, zum Durchschnittsbürger: „In einer durch starke Ungleichheit gekennzeichneten Gesellschaft wie der des 19. Jahrhunderts bilden die sozial Unterprivilegierten – die Kleinen – gegenüber den wenigen Privilegierten die Mehrheit und sind insofern als Normalfall, als durchschnittliche Repräsentanten einer Gesellschaft zu beschreiben – der Bedeutungsaspekt unterprivilegiert ist daher eng verbunden mit dem Bedeutungsaspekt normal, in der Mehrheit.“³⁰ Die *Kleinen Leute* sind ein Teilsynonym zu *Kleiner Mann* bzw. *Kleine Frau* und bringen ebenfalls die Zugehörigkeit zu den unteren sozialen Schichten zum Ausdruck, jedoch mit einer etwas stärkeren Konnotation der Benachteiligung und Ausbeutung. Auch andere europäische Sprachen, etwa das Englische und Französische, kennen eine ähnliche Verwendung von Adjektiven zur Unterscheidung sozialer Schichten. Im Mittelpunkt dieser Publikation stehen also biografisch und museal fassbare *Kleine Leute*, die von ihrer Hände Arbeit oder anderen persönlichen Talenten lebten, sich durchschlugen, wechselnde Beschäftigungen annahmen oder sich neue Geschäftsideen ausdenken mussten. Sie konnten kaum Besitz ausbilden, hatten wenig bis nichts zu vererben oder vermeintlich über sich zu erzählen und gerieten so in die Vergessenheit, von der Armando Saporì spricht.

Dieser Band stemmt sich gegen dieses Vergessen. Er stellt Fragen wie: Welche Spuren haben *Kleine Leute* im Laufe der letzten 300 Jahre zwischen ausgehendem *Alten Reich* und der jüngsten Zeitgeschichte in der kulturgeschichtlichen Überlieferung im Raum Westfalen-Lippe hinterlassen? Welche Ereignisse und Strukturen prägten ihr Leben, welche Konstanten und Dynamiken lassen sich über die Zeiten hinweg erkennen? Haben sie diese nach besten Kräften gestaltet oder passiv ertragen? Was sagen die von ihnen überlieferten Objekte und Selbstzeugnisse über ihre Welt, ihre Wertvorstellungen, ihre Vorstellungen von erreichbarem *Luxus* aus? Welche Phasen des Aufbruchs, der Innovation, aber auch der Beharrung oder gar des Rückschritts lassen sich erkennen und welche Strukturen erweisen sich in der Langzeitperspektive als dauerhaft behindernde Faktoren? Welche Handlungsspielräume besaßen und nutzten Menschen der unteren Bevölkerungsgruppen, um den Zwängen ihrer Zeit zu entkommen und nach eigener *Façon* zu leben? Hatten sie überhaupt eine Vision von einem anderen Leben, einem *Alter Ego*, an deren Erreichung sie arbeiteten? Welche Faktoren trugen langfristig zu einer Verbesserung ihres Lebensstandards bei? Können wir bei ihnen Zufriedenheit mit ihrer Lebenssituation und ihrer sozialen Anerkennung auch unter objektiv prekären Bedingungen feststellen? Und müssen wir damit unsere Wertmaßstäbe für Erfolg und Misserfolg, Lebensleistung und Lebensstandard vielleicht korrigieren? Genau für diese Einschätzungen brauchen wir einen langen Zeitraum, um markante strukturelle Entwicklungsschübe und historische Zäsuren zu erkennen.

Methodisches Vorgehen

In diesem Buch steht aber nicht allein die Sozialgeschichte der *Kleinen Leute* im Mittelpunkt der Forschungen, sondern wir schauen nicht zuletzt auf ihre Spuren in den musealen Sammlungen. Ziel der Reihe *Biografien-Box – Ein Login zu westfälischen Museumssammlungen* ist es, das enorme Spektrum musealer Sammlungen in der Region Westfalen-Lippe in aktuell etwa 650 Museen und Gedenkstätten einem breiten Publikum zu eröffnen und über die inhaltlichen Darstellungen und Bestandsverzeichnisse einen Zugang zu diesen Sammlungen zu bieten. Dieser Band der Reihe will mit seinen Ergebnissen zugleich dafür werben, Lücken in den Sammlungen zu schließen und insgesamt offener und sensibler für die Überlieferung der breiten Bevölkerung in den Museen zu sein. Die Geschichte hinter den Dingen zu zeigen, dazu eignen sich gerade Gegenstände des Alltäglichen. Eine Haube, ein Bett,

²⁹ Vgl. Harm 2020.

³⁰ Harm 2020.

eine Jacke, eine Taschenuhr, ein Wohngebäude, ein Arbeitsgerät oder ein Notizbuch führen uns mitten hinein in das Leben der Menschen, die diese Dinge zu ihren Lebzeiten besaßen oder nutzten – mit all den damit verbundenen Gefühlen und Problemen. Das LWL-Museumsamt für Westfalen möchte als Dienstleister für die Museen der Region neue Forschungen und Ausstellungen anregen und unterstützen, diese durch die Recherchen und Verzeichnisse erleichtern und den Weg zu entlegenen oder unbekanntem Objekten ebnen. Diese Aufgabe scheint gerade bei den *Kleinen Leuten* Westfalens geboten.

Im Sommer 2019 erging daher ein Aufruf an alle einschlägigen Museen – immerhin rund 58% aller beim LWL-Museumsamt erfassten Museen in Westfalen-Lippe –, Objekte zu Männern und Frauen aus den Unterschichten zu melden. Die Resonanz war sehr schwach, vielfach war trotz Nennung konkreter Beispiele aus einer Voruntersuchung nicht klar, welche Biografien und welche Objekte in Frage kommen könnten. Eine aktive Ansprache der Museen sowie eine Schärfung der betrachteten sozialen Gruppe waren erforderlich, um doch noch geeignetes Material zu finden. Viele Biografien mussten verworfen werden, wenn trotz eines interessanten Objektes die biografischen Forschungen nach kurzer Zeit ins Leere liefen, weil verlässliche persönliche Daten fehlten. Umgekehrt fanden sich gut erforschte, interessante Biografien, zu denen aber kein Objekt überliefert war. Und schließlich existieren von einigen Berufsgruppen – z. B. von Bergleuten, Wanderzieglern oder Köttern – sehr viele, bisweilen sogar massenhaft überlieferte Objekte, z. B. Ehrenhäkel, Marken, Hauerbriefe oder Werkzeuge, aber die damit verbundenen (rudimentär) dokumentierten Lebensläufe ähneln sich stark. Deshalb bildeten sich bald drei Auswahlkriterien heraus: Aussagekraft des Objektes, Materialdichte und die Unterscheidbarkeit der Biografien. Erst mit diesen Kriterien gelang es, 72 Biografien mit zugehörigen Objekten zu identifizieren, die für diesen Band von 45 Autorinnen und Autoren sachkundig, anschaulich und mit großer emotionaler Nähe ausgearbeitet wurden. Dadurch sowie durch regionale und individuelle Bezugspunkte sind die Biografien in der Lage, historische Sachverhalte für eine breite Leserschaft zu erschließen. Eine Übersicht dazu gibt der einführende Beitrag „Menschen in ihrer Zeit. Zur Kulturgeschichte der *Kleinen Leute*“. Wichtigste beitragende Museen für den vorliegenden Band waren das LWL-Freilichtmuseum Detmold und die LWL-Museen für Industriekultur, die über eine sehr gute Quellen- und Objektlage verfügen. Aus den Kommunal Museen der Region wurden 22 Biografien aufgenommen, aus vereins- oder stiftungsgetragenen Museen weitere acht.

Die Biografien wurden in Beziehung gesetzt zu den dazu überlieferten Dingen – seien sie erworben, ererbt, selbst hergestellt bzw. verfasst, konzipiert, repariert, abgebildet oder nur genutzt. Personenabbildungen vervollständigen die Biografien. Die überlieferten Fotografien sind oft suboptimal im Ausschnitt, unscharf, überbelichtet, eingerissen oder von anderer schlechter Qualität; sie wurden meist von Laien mit einfachen Kameras gemacht und zusammen mit anderen Gegenständen in Zigarrenschachteln, Schuhkartons oder Schubladen aufbewahrt. Von einigen Personen existiert gar kein Foto oder eine andere Abbildung, entweder, weil sie im vorfotografischen Zeitalter lebten oder kein Foto erhalten ist. Um auch ihnen ein Gesicht zu geben, entwarf der Illustrator Peter Zickermann aus Bielefeld schematische Porträts mit fiktiven, aber zeittypischen Elementen hinsichtlich Kleidung, Haar- und Barttracht. Die Zeichnungen sind sehr abstrakt, auf individuelle Merkmale wurde bewusst verzichtet. Dennoch geben diese Illustrationen eine Vorstellung davon, wie die Personen ausgesehen haben könnten.

Die porträtierten Personen sind v. a. als Repräsentanten und Repräsentantinnen großer (Berufs-) Gruppen zu verstehen, deren Objekte und Lebensumstände durch glückliche Fügung überliefert sind, während andere im Dunkel der Geschichte untergingen (Sapori). Geordnet sind die Biografien chronologisch nach den Geburtsdaten der Personen. Die Chronologie hilft, ein tieferes Verständnis für die allmähliche Verbesserung der Lebensverhältnisse *Kleiner Leute* im Untersuchungszeitraum zu gewinnen. Aus den ausgewählten 72 Biografien können in der Verbindung vom musealen Sammlungsobjekt und der Person, die dieses besaß, nutzte, herstellte oder erschuf, prototypische Lebensformen *Kleiner Leute* aufgezeigt werden, um sie persönlich und die von ihnen repräsentierte soziale Gruppe aus dem Dunkel und dem Vergessen herauszuholen und ihnen Gesicht und Stimme zu geben. Angestrebt war, Männer und Frauen möglichst paritätisch zu berücksichtigen, und über den gesamten Zeitraum von 300 Jah-

ren und die gesamte Region möglichst unterschiedliche Lebensformen auf dem Land, in der Kleinstadt und den Großstädten zu identifizieren, um die Vielfalt der Einkommens- und Besitzverhältnisse, der familiären Strukturen, der Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern sowie Möglichkeiten und Grenzen der Selbstverwirklichung zu spiegeln. Eine vollkommene Ausgewogenheit ließ sich nicht erreichen, aber das Spektrum ist sehr breit und vielfältig.

Viele der nun vorliegenden Biografien sind von einer enormen emotionalen Wucht, weil diese Lebensläufe von harten Schicksalsschlägen und großem Kampfgeist der jeweiligen Protagonisten und Protagonistinnen zeugen. Die porträtierten Personen werden nicht vorrangig als Opfer ihrer beschränkten Lebensverhältnisse dargestellt, sondern als Subjekte mit Handlungsspielräumen, die sie mehr oder weniger nutzten. Entstanden sind vielschichtige biografische Darstellungen, die nicht nur vom Lebenskampf *Kleiner Leute* zeugen, sondern auch von Heiterkeit, Lebensfreude und Erfolg – und nicht selten von Stolz auf ihre Lebensleistung.

Dank

Bei allen inhaltlichen Entscheidungen über Konzept, geeignete Sammlungen und Objekte, Auswahl der Biografien, Gliederung und anderem wurden die Herausgeberinnen unterstützt von einer Jury aus Fachkolleginnen und Fachkollegen der regionalen Museen und der Wissenschaft. Dieser Jury verdanken wir kritisch-konstruktive Anregungen, Ermutigungen und Bestätigungen sowie Vorschläge für Richtungsänderungen. Durch die wohlmeinenden und ausgesprochen angenehmen Diskussionen mit dieser Jury konnten die Herausgeberinnen den gewählten schwierigen Forschungsgegenstand zunehmend besser durchdringen und Auswahl, Präsentation, Titel sowie die Covergestaltung im Konsens beschließen. Mitglieder der Jury waren Prof. Dr. Jan Carstensen (ehem. LWL-Freilichtmuseum Detmold), Dr. Fred Kaspar (ehem. LWL-Denkmalpflege für Westfalen), Prof. Dr. Lioba Keller-Drescher (Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Universität Münster), Dr. Annette Menke (ehem. kult Westmünsterland, Vreden), Dr. Maria Perrefort (ehem. Gustav-Lübcke-Museum Hamm), Dr. Olaf Schmidt-Rutsch (LWL-Museen für Industriekultur), Dr. Anja Schöne (Museum Relígio Telgte), Dr. Jens Stöcker (Museum für Kunst- und Kulturgeschichte Dortmund), Gisbert Strottdrees (Historiker und Journalist, Lehrbeauftragter für Westfälische Landesgeschichte, Universität Münster) und Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger (LWL-Kulturdezernentin). Dank der akribischen Protokollführung durch die studentischen Volontärinnen Henriette Fickers und Anna-Lena Spiekermann ging kein wichtiger Gedanke verloren, die beiden und der studentische Volontär Philip Sudhaus unterstützten uns zudem bei der Redaktionsarbeit. Auch David Bendfeld, Leiter der Buchproduktion des Ardey-Verlages, bereicherte die Jury-Sitzungen, wann immer es um Erscheinungsbild, Markteinführung oder um die Verwendung der stilisierten Porträts ging. Für sorgfältiges Lektorat und sprachlichen Schliff der Beiträge sorgte mit viel Einfühlungsvermögen und Geduld Dr. Susanne Schuster.

Abschließend gilt ein großer, warmer Dank allen Kolleginnen und Kollegen, die sich als Autorinnen und Autoren zum Teil sehr lange mit den Lebensläufen der von ihnen ausgewählten Personen beschäftigt haben. Ihr Spürsinn, ihre Empathie, ihre beharrlichen Nachforschungen bei Familienangehörigen, Museen und Archiven, bisweilen gar ihr Enthusiasmus für *ihre Kleinen Leute*, machen nicht nur den Charme und die große Lesefreude des Buches aus, sondern tragen auch dazu bei, eine Lücke in der Forschung zu westfälischen Museumssammlungen zu schließen.

Ulrike Gilhaus

Heinrich Johann Junckerinck

vor 1697 – 1.10.1758 Roxel

Bediensteter, Organist, Kirchspielsführer



Im Jahr 1810 fand auf Burg Hülshoff, heute Museum und *Center for Literature*, eine Zeugenbefragung statt: Es ging um die Frage, wer den Organisten der Kirche in Roxel (heute Stadt Münster) bestimmen dürfe. Der 69-jährige Küster Anton Joseph Herz, Sohn des früheren Küsters, berichtete in diesem Zusammenhang, der erste Organist der vom Freiherrn Droste zu Hülshoff 1711 geschenkten Orgel, den er gekannt habe, habe sich „Johann Junckerdinck“ genannt; er habe eine Schwester seines Vaters zur Frau gehabt und sei „von Geburt ein Mohr“ gewesen. Ein 88-jähriger Zeuge fügte hinzu, der Organist sei, wenn er sich nicht irre, „mit dem Herrn v. Droste aus der Fremde gekommen“.¹

Weitere Angaben zur Herkunft von Heinrich Johann Junckerinck, wie er sich selbst nannte, sind nicht bekannt. Unter *Mohren* verstand man ursprünglich Mauren, die Bewohner Mauretaniens, dann allgemein „die dunkelfarbigen Bewohner Nordafrikas“.² Zwischen 1670 und 1698 lassen sich in Taufregistern im Münsterland bis nach Lippe wiederholt Kinder nachweisen, die aus den sog. Türkenkriegen vom Balkan mitgebracht worden waren.³ Junckerinck ist jedoch in keinem Taufregister in Münster oder Roxel zu finden.

Heinrich Johann Droste zu Hülshoff, geboren 1677, der genannte Stifter der ersten Roxeler Orgel, hatte von 1694 bis 1697 seine sog. Kavaliertour unternommen.⁴ Bis 1696 hatte er sich in Prag und Salzburg aufgehalten; sein weiterer Weg ist unbekannt.

Möglicherweise hatte der junge Adelige danach noch eine der Belagerungen auf dem Balkan besucht. Jedenfalls scheint er Junckerinck von seiner Reise mitgebracht zu haben. Dieser wurde wohl schon am Herkunftsort getauft, erhielt dabei die Vornamen seines Paten und künftigen Herrn Heinrich Johann und den sprechenden Nachnamen Junckerinck, was – wie der Name „Junckerding“ aus den Zeugnisaussagen – „dem Junker gehörig“ bedeutet. 1749 gab Junckerinck sein Alter mit 43 an.⁵ Das kann nach dem bisher Gesagten nicht stimmen, spricht aber dafür, dass er 1697 als Kind nach Roxel kam.

Er wuchs wohl auf Haus Hülshoff auf und erhielt dort eine solide Bildung. Da er später mit seinem lateinischen Vornamen Henricus Joannes unterzeichnete, konnte er schreiben und hatte wenigstens geringe Lateinkenntnisse. Auch muss er Musikunterricht erhalten haben. Nach Aussage des Küsters hat Junckerinck „aufm Haus Hülshoff gedient“, also zum Dienstpersonal gehört und durch sein Erscheinungsbild dem Adelssitz wohl eine gewisse Exklusivität verliehen.

Als Heinrich Johann Droste zu Hülshoff seiner Pfarrkirche St. Pantaleon in Roxel 1711 eine Orgel schenkte, war Junckerinck wohl noch ein Jugendlicher und daher womöglich nicht der erste vom Freiherrn eingesetzte Organist. Später übernahm er aber die Aufgabe, an Sonntagen und zu besonderen Anlässen die Orgel zu spielen. Dafür erhielt er 1 Reichstaler im Monat.⁶ Das entsprach etwa dem Wochenlohn eines Maurers. Das Gehalt war somit wohl nur ein Nebenverdienst, Junckerinck wird weiterhin auf Haus Hülshoff im Dienst gewesen sein.

Am 11. Oktober 1728 heiratete Junckerinck Maria Catharina Herz, die Tochter des Roxeler Küsters.⁷ Sie muss, da sie 1749 ihr Alter mit 41 Jahren angab, um 1708 geboren sein. In den Taufregistern ist jedoch in diesem Zeitraum keine Tochter des Küsters eingetragen. Der Küster erscheint aber zweimal als Taufpate einer Catharina; eines der Mädchen war ein am 2. Juni 1709 getauftes Findelkind. Möglicherweise hatte die Küsterfamilie, die schon mehrere Kinder hatte, dieses adoptiert und aufgezogen. Mit der Heirat von Herz und Junckerinck hätten sich somit zwei Außenseiter in Roxel verbunden. Spätestens jetzt wird Junckerinck seine Wohnung in oder neben der Küsterei am Kirchplatz bezogen haben.

Zwei Jahre später bekamen die beiden ihre erste Tochter. Es folgten im Jahresabstand zwei weitere Töchter und 1736 der erste Sohn, für den der Osnabrücker Domherr Ernst Constantin Droste zu Hülshoff die Patenschaft übernahm, 1741 dann ein weiterer Sohn. Schon acht Jahre später lebte keines der fünf Kinder mehr im Haushalt der Eltern. Ob sie jung starben oder was aus ihnen geworden ist, bleibt ungeklärt.

Wohl auf Veranlassung Droste-Hülshoffs wurde Junckerinck auch das Amt des Kirchspielsführers übertragen, was ihm zusätzlich 8 Reichstaler jährlich einbrachte. In dieser Funktion hatte er in allen ungeraden

Monaten die Männer im Kirchspiel zu mustern, ihre Waffen zu prüfen und mit ihnen das Exerzieren und Schießen zu üben.⁸ Das Amt war verbunden mit einem gewissen Ansehen innerhalb des Kirchspiels und wurde mit Beginn des Siebenjährigen Krieges 1756 noch wichtiger. Obwohl Münster und sein Umland zunächst noch von militärischen Auseinandersetzungen verschont blieben, stieg die Steuerlast und es gab Extremwetter und Epidemien.⁹ 1758 verstarben die Eheleute Junckerinck innerhalb von sieben Wochen, sie am 8. September und er am 21. Oktober. Beide wurden vermutlich auf dem Friedhof an der Roxeler Kirche begraben, deren Organist Junckerinck gewesen war. Heute erinnert dort nichts mehr an ihn.

Junckerincks Schicksal wurde jedoch literarisch aufgegriffen. Eine Erinnerung an ihn findet sich möglicherweise in einer unvollendeten Erzählung von Annette von Droste-Hülshoff. Darin begegnet ein westfälischer Fuhrmann einem französisch fluchenden „Mohren“, „in Scharlachlivree von grauschwarzer Gesichtsfarbe“, den er mit dem Teufel im Bund sieht. Dass der Fremde dabei einmal als „Unding“ bezeichnet wird, könnte eine Anspielung auf den Namen Junckerding sein.¹⁰

2005 widmete ihm der Roxeler Autor Hermann Mensing seinen Roman *Mein Prinz*. Darin kommt Junkerdink aus Afrika und wird vom Freiherrn auf dem Sklavenmarkt in Genua gekauft. Der Roman spielt am Sterbebett der Frau, die Junkerdink aus Liebe geheiratet hatte, und der Organist geht in Gedanken durch sein Leben. Dabei wird er sich bei der Erwähnung seines Herkunftslandes seiner Entwurzelung bewusst: „Afrika??? – Was sollte das sein? Johann kannte kein Afrika mehr. Vielleicht hatte es nie eins gegeben. Sein Afrika hieß: Westfalen. Schloss Hülshoff. Roxel. Seit er denken konnte, war das seine Welt. Die Welt vorher, die Welt, die hinter den [...] Meeren lag, mochte Afrika sein. Hier jedenfalls war das nicht. Hier war jetzt sein Land, ein Land, das er nie freiwillig betreten hätte.“¹¹ Auf diese Weise werden Aspekte behandelt, die außerhalb des historisch Belegbaren liegen, aber gewiss auch zu Junckerincks Leben gehört haben.



Burg Hülshoff, 2013

Anmerkungen

¹ Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Großherzogtum Berg, Akte A 1, Nr. 121.

² Grimmsches Wörterbuch, Bd. 12 (1885), Sp. 2474.

³ Vgl. Lahrkamp 1979, S. 104–105.

⁴ Vgl. Holsenbürger 1869, S. 490–491.

⁵ Vgl. Bistumsarchiv Münster, Status animarum, SA RoxP.

⁶ Vgl. Stadtarchiv Münster, A 1.2 Gerichtsarchiv, B Vormundschaften, Nr. 345.

⁷ Die folgenden biografischen Angaben basieren auf den Kirchenbüchern des Pfarrarchivs Roxel im Bistumsarchiv Münster.

⁸ Vgl. Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in dem königl. Preußischen Erbfürstenthume Münster [...] ergangen sind. Erster Band. Hochstift Münster. Münster 1842, S. 380–381. Nr. 317.

⁹ Vgl. Huppertz 1908, S. 97–99, 110–111, 119–121.

¹⁰ Droste-Hülshoff, Annette von: Bei uns Zulande auf dem Lande. In: Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 5,1: Prosa, Text, bearb. von Walter Hüge. Tübingen 1978, S. 134–135.

¹¹ Mensing 2005, S. 84–85.

Literatur

Holsenbürger, J.: Die Herren v. Deckenbrock (v. Droste-Hülshoff) und ihre Besitzungen Erster Theil, Zweite Abtheilung: 1570–1798. Münster 1869. | Huppertz, Aegidius: Münster im Siebenjährigen Kriege, insbesondere die beiden Belagerungen des Jahres 1759. Münster 1908. | Lahrkamp, Helmut: Rückwirkungen der Türkenkriege auf Münster 1560–1685. In: Westfälische Zeitschrift. 129. Jg. (1979), S. 89–108. | Mensing, Hermann: Mein Prinz. Eine historische Liebesgeschichte. Münster 2005.

Karoline Glitz

17.12.1900 Vinsebeck – 28.1.1990 Steinheim-Vinsebeck

Tagelöhnerin



Karoline Glitz, 1950er/60er Jahre

Am 17. Dezember 1900 wurde Karoline Glitz im Haus Nr. 90 in Vinsebeck im ehemaligen Amt Steinheim geboren.¹ In diesem Haus, das jetzt im LWL-Freilichtmuseum in Detmold zu besichtigen ist, hatte Karoline Glitz nahezu ihr gesamtes Leben gewohnt. Über ihre Kindheit und Jugend ist nur wenig bekannt. Bei ihrer Geburt lebten drei Generationen unter einem Dach: Ihre Eltern, Philipp Glitz und Elisabeth Peters, hatten im Januar 1891 geheiratet. Seit der Hochzeit wohnten sie gemeinsam mit Elisabeths Mutter, der Witwe Theresia Peters, im Haus. Zur Familie gehörte außerdem Karoline Glitz' 1895 geborene Schwester Therese.

Die Familie von Karoline Glitz gehörte zur Unterschicht der Vinsebecker Bevölkerung. Sie besaß zwar ein eigenes kleines Haus, führte aber dennoch wie die meisten Tagelöhnerfamilien ein ganz einfaches Leben, oftmals am Rand des Existenzminimums. Vater Phillip arbeitete vom Frühjahr bis zum Herbst als einfacher Ziegler. Wie viele andere Männer aus Vinsebeck und den übrigen Gemeinden im damaligen Amt Steinheim ließ er sich für mehrmonatige Arbeitskampagnen auf verschiedenen Ziegeleien in ganz Nordwestdeutschland anwerben. Die übrigen Monate des Jahres verdingte er sich in Vinsebeck als Tagelöhner. Auch die erwachsenen Frauen der Familie, Karolines Mutter und Großmutter, arbeiteten als Tagelöhnerinnen entweder auf dem Vinsebecker Gut oder bei einem der Vinsebecker Bauern. Die Arbeit im Tagelohn und der Verdienst aus der Arbeit als Wanderziegler bildeten die wirtschaftliche Grundlage der Familie.

Als Karoline Glitz geboren wurde, hatte sich die wirtschaftliche Situation ihrer Familie gerade ein wenig konsolidiert. In der vorherigen Generation war der frühe Tod ihres Großvaters mütterlicherseits ein Schicksalsschlag und stellte zudem eine Bedrohung der wirtschaftlichen Existenz der Familie dar. Das Haus Nr. 90 in Vinsebeck hatten der Tagelöhner Johann Peters und seine Frau Theresia 1872 gekauft. Als Peters vier Jahre später erst 38-jährig infolge eines Sturzes starb, waren längst noch nicht alle Raten für das Haus bezahlt. Karoline Glitz' Großmutter und Mutter, die als einzige ihrer fünf Geschwister das Erwachsenenalter erreichte, konnten zwar weiterhin im Haus wohnen bleiben. Da jedoch ein wesentlicher Teil des familiären Einkommens weggefallen war, konnten in den folgenden Jahren jeweils nur geringe Teilbeträge des Kaufpreises abbezahlt werden. Die Situation besserte sich erst wieder mit der Hochzeit der Eltern von Karoline Glitz und dem Verdienst, den ihr Vater fortan in die Haushaltskasse einbrachte. So bezahlte das junge Paar bereits wenige Monate nach seiner Eheschließung die letzte Rate für das Haus. Daraufhin überschrieb Theresia Peters Tochter und Schwiegersohn Haus und Garten und behielt dafür ein lebenslanges Wohnrecht. Zwei Jahre später, 1893, erwarben die Eltern von Karoline Glitz dann einen Morgen (2.500 m²) Ackerland von einem Vinsebecker Bauern. Zusammen mit dem 145 m² kleinen Hausgarten diente diese Ackerfläche fortan der Selbstversorgung der Familie mit Feldfrüchten.

Das Tagelöhnerhaus

Der Umbau und die Erweiterung des Hauses Nr. 90 sind ein weiterer Hinweis darauf, dass sich die wirtschaftliche Situation der Familie in den Jahren um 1900 verbesserte. Ursprünglich war das kleine Haus auf einer Grundfläche von nur etwa 45 m² vollständig in Fachwerk errichtet worden. Zu beiden Seiten der kleinen Deele befanden sich vier Räume: links die Stube und dahinter die Küche, rechts zwei Kammern. Ende der 1890er Jahre entstand am rückwärtigen Giebel des Hauses aus Bruchsteinen ein

massiver Anbau mit einem ebenerdigen Kellerraum und einer darüber liegenden Kammer. Außerdem wurde die rechte Traufwand des Hauses in Bruchstein erneuert. Das Baumaterial stammte aus einem am Ortsrand von Vinsebeck gelegenen Steinbruch im Gemeindebesitz, der zu dieser Zeit von den Dorfbewohnern kostenlos für den Eigenbedarf genutzt werden durfte. Sehr bald nach dieser ersten Umbaumaßnahme entstand um 1900 im Winkel zwischen dem Anbau und der erneuerten Außenwand ein Stallanbau ebenfalls aus Muschelkalkbruchsteinen. Ob der Stall vor oder nach der Geburt von Karoline Glitz fertiggestellt wurde, lässt sich nicht mehr ermitteln. Etwa fünf Jahre später, Anfang des 20. Jahrhunderts, wurde schließlich an der rechten Traufe ein Abort mit einer Düngergrube gebaut. Zuvor hatte es im oder am Haus keinen Abort gegeben.

Ab dem Frühjahr 1907 besuchte Karoline Glitz die Volksschule in Vinsebeck, in den ersten drei Jahren noch gemeinsam mit ihrer fünf Jahre älteren Schwester Therese. Kurze Zeit später, im Juni 1907, traf die Familie dann erneut ein schwerer Schicksalsschlag: Gerade einmal 40 Jahre alt, starb auch Philipp Glitz an den Folgen eines Unfalls. Wahrscheinlich verunglückte er während seiner Arbeit als Ziegler außerhalb Vinsebecks, denn sein Tod ist nicht im Vinsebecker Kirchenbuch verzeichnet. Der plötzliche Tod des Vaters war nicht nur eine weitere Tragödie für die Familie. Durch den Wegfall seines Verdienstes und die damit entstehenden finanziellen Probleme wurden auch die Pläne für den Umbau des Hauses durchkreuzt: An der offenen Verzahnung des Mauerwerks an der linken Traufe lässt sich ablesen, dass ursprünglich der weitere Umbau beabsichtigt war.

Schulbesuch und Arbeit *in Stellung*

Im Mai 1914 starb die Großmutter Theresia Peters im Alter von 75 Jahren. Mutter Elisabeth Glitz blieb mit ihren noch nicht volljährigen Töchtern Therese und Karoline zurück. Ein Jahr später verließ Karoline Glitz nach acht Jahren Schulbesuch die Volksschule in Vinsebeck, ihr „Schul-Abgangs-Zeugnis“ datiert auf den 26. März 1915. Vielfach gingen Mädchen aus Tagelöhnerfamilien nach Beendigung der Schulzeit für einige Jahre *in Stellung*, arbeiteten als Dienstmädchen auf einem der großen Bauernhöfe oder im Haushalt reicherer Handwerkerfamilien in Vinsebeck oder den Nachbarorten. Zu dieser Zeit war es üblich, dass die Dienstmädchen bei den Leuten wohnten, bei denen sie angestellt waren. Auch Karoline Glitz ging nach dem Schulabschluss für einige Jahre bei einem der großen Vinsebecker Bauern *in Stellung*, ab wann und wie lange lässt sich nicht mehr feststellen. Für etwa acht Jahre, bis ins Frühjahr 1924, arbeitete sie dort, vor allem im Haushalt, auch im Stall, bei den Milchkühen oder im Garten. Ihre Schwester Therese war im Nachbarort ebenfalls für einige Jahre *in Stellung*, nachdem sie im Frühjahr 1910 die Volksschule verlassen hatte.

1921 wurde das Haus Nr. 90 wie die meisten Häuser in Vinsebeck an das öffentliche Stromnetz angeschlossen. Seitdem gab es eine bescheidene Nutzung der Elektrizität, vor allem zur Beleuchtung der Stube, der beiden Kammern und des Vorraumes zum Stall. Küche und Deele konnten nur gleichzeitig durch eine in einer Wandöffnung angebrachten Lampe beleuchtet werden.



Tagelöhnerhaus im Freilichtmuseum, 2022, LWL-Freilichtmuseum Detmold, Gebäude A 38



Karoline Glitz (hintere Reihe, 6. von links) und andere Tagelöhnerinnen und Gutsarbeiter in Vinsebeck, 1930

Arbeit im Tagelohn

Spätestens seit Ende der 1920er Jahre lebten Karoline Glitz und ihre Schwester dann wieder im Haus Nr. 90 zusammen mit ihrer Mutter. Ihren Lebensunterhalt erwirtschafteten die Frauen nun durch die Bestellung des eigenen Gartens und der kleinen Ackerfläche, durch die Haltung einiger Tiere im Stall und durch ihre landwirtschaftliche Arbeit im Tagelohn. Der Hausgarten diente vor allem zum Anbau von Feingemüse, Salat und Kräutern. Auf der Ackerfläche wurden Grobgemüse wie Kartoffeln, Kohl, Rüben oder Getreide zur Selbstversorgung angebaut. Die für die Bestellung des Ackers notwendigen Gespannarbeiten, das Pflügen, Eggen und Einsäen des Getreides, übernahm ein Vinsebecker Bauer, ebenso das Abfahren der Ernte etwa zum Dreschen und zum Haus. Als Gegenleistung für die

Gespannarbeiten mussten die Frauen für den Bauern auf dem Hof oder auf dem Feld arbeiten, etwa beim Rübenhacken oder bei der Getreideernte – und zwar drei- bis fünfmal mehr Stunden, als der Bauer mit seinem Gespann für sie aufgewendet hatte. Die Feldarbeiten, die nicht unbedingt mit dem Gespann ausgeführt werden mussten, wie etwa das Hacken der Feldfrüchte, erledigten die Frauen daher selbst.

Im Inneren des Stallraumes von Haus Nr. 90 waren drei Abteile für die Tiere eingebaut. Dort hielten die Frauen bis zu drei Schweine, zwei Ziegen sowie Hühner und Gänse. Die Tierhaltung diente auf zweifache Weise der Sicherung des Lebensunterhaltes: Einerseits wurden so Milch, Eier und Fleisch für den Eigenbedarf produziert, andererseits bot der Verkauf der gemästeten Tiere eine Möglichkeit des Zuverdienstes. Außerdem gingen Karoline Glitz und ihre Schwester zur Tagelöhnerarbeit auf das Vinsebecker Gut. Dort erhielten sie für die Arbeit auf den Äckern und in den Feldgärten entweder Geld oder Deputatleistungen wie etwa Getreide, Kartoffeln oder Rüben. Bei verschiedenen landwirtschaftlichen Arbeiten halfen sich die Tagelöhner im Dorf gegenseitig, etwa bei der Ernte auf dem eigenen Land oder beim Dreschen des Getreides, ebenso bei Holzarbeiten oder bei notwendigen Reparaturen. Mit der Arbeit im Tagelohn, der Bewirtschaftung des eigenen Gartens und Ackers und der Tierhaltung sicherten die Frauen so ihren Lebensunterhalt, lebten jedoch, wie viele Tagelöhnerfamilien auch, zu meist buchstäblich von der Hand in den Mund.

Im Dezember 1938 starb Elisabeth Glitz im Alter von 70 Jahren. Einige Tage zuvor hatte sie handschriftlich ihr Testament aufgesetzt. Darin bestimmte sie ihre beiden Töchter zu gemeinsamen Erbinnen von Haus und Ackerland. Karoline Glitz und ihre Schwester blieben unverheiratet und bewohnten das Haus Nr. 90 fortan zu zweit. Als im Februar 1953 auch Therese Glitz im Alter von nur 57 Jahren starb, blieb Karoline Glitz schließlich allein im Haus zurück.

Prekäre Wohn- und Lebensverhältnisse

Bis 1954 musste sich Karoline Glitz mit Wasser aus dem Brunnen im Garten versorgen. Von dort wurde das Wasser mit einer Handpumpe unter dem Fenster der Küche durch eine Rohrleitung zur einzigen Wasserstelle im Haus gepumpt. Dann wurde in Vinsebeck ein Rohrleitungsnetz für die öffentliche Trinkwasserversorgung verlegt und für alle Wohnhäuser im Dorf bestand Anschlusszwang. Seitdem verlief eine Stichleitung bis in die Küche zu einem einfachen Keramikpflasterstein mit einem

Wasserhahn. Dies blieb die einzige Wasserstelle im Haus und da dort nie ein Badezimmer eingerichtet wurde, musste Karoline Glitz diesen Wasserhahn und Spülstein auch für die Körperhygiene und zum Waschen der Wäsche nutzen. Solange sie das Haus bewohnte, also bis 1990, hatte der Abort am Stallanbau keinen Anschluss an die öffentliche Kanalisation. Auch die Nutzung der Elektrizität blieb im Wesentlichen auf die spärliche Beleuchtung einiger Räume des Hauses beschränkt. Steckdosen zum Betrieb elektrischer Geräte gab es nur in der Stube und in den beiden Kammern. Und zum Heizen standen Karoline Glitz lediglich der Ofen in der Stube und der kleine Kochherd in der Küche zur Verfügung.

Auch nach dem Tod ihrer Schwester hielt Karoline Glitz zunächst weiterhin Ziegen, Schweine und Geflügel. Ende der 1950er Jahre gab sie zunächst die Ziegenhaltung auf, mästete aber weiterhin zwei Schweine, später dann nur noch eines. Anfang der 1970er Jahre, mit über 70 Jahren, gab sie die Tierhaltung schließlich ganz auf. Auch die Tagelöhnerarbeit konnte sie dann aufgrund ihres Alters nicht mehr verrichten. Für einige Jahre bewirtschaftete sie noch in geringem Umfang ihren Hausgarten. Ab 1965 erhielt Karoline Glitz eine minimale Rente, später auch Sozialhilfe. Zudem wurde sie von den direkten Nachbarn, mit denen sie entfernt verwandt war, sowie anderen Dorfbewohnerinnen und -bewohnern unterstützt. Am 1. Januar 1970 wurde Vinsebeck in die Stadt Steinheim eingegliedert. Mit der Eingemeindung wurden Straßennamen eingeführt und das Haus Nr. 90 hatte fortan die Adresse Obere Straße Nr. 54.

In den letzten Jahren ihres Lebens hielt sich Karoline Glitz nur noch tagsüber in ihrem Haus auf, sie aß jedoch gemeinsam mit den Nachbarn und schlief auch nachts bei ihnen im Haus. Am 28. Januar 1990 starb Karoline Glitz dann im Alter von 89 Jahren in Vinsebeck als letzte Bewohnerin des Hauses. Die zum Teil sehr prekären Umstände, unter denen sie dort gelebt hatte, erschienen zuletzt vollkommen aus der Zeit gefallen. Ein Zeitzeuge formulierte das in einem Interview zur Geschichte des Hauses und zum Leben seiner Bewohnerinnen und Bewohner rückblickend so: „Ja, das sind ganz sparsame, ehrliche Menschen gewesen, die sich wirklich mit einfachsten Mitteln über Wasser gehalten haben. Die ihre Existenz sichern konnten nur durch ihren Fleiß, die Tagelöhnerarbeit, die Ernährung aus eigenem Garten und so weiter. Heute würde man sagen: Da ist Entwicklungshilfe nötig! Die stehen nach heutigem Maßstab schon unter dem sozialen Standard. Heute gibt's so etwas eigentlich gar nicht mehr! Die litten zwar keinen Hunger in dem Sinne, aber die haben auf einfachste Art gelebt.“

Ihr Haus, den Garten und den Acker vererbte Karoline Glitz ihren Nachbarn, die daraufhin 1991 einen Abbruchartrag stellten. Nach der Feststellung des Denkmalwertes wurde das Haus an das LWL-Freilichtmuseum in Detmold abgegeben. In einer spektakulären Aktion zog das ehemalige Tagelöhnerhaus im Sommer 1993 von Vinsebeck nach Detmold um: Im Rahmen einer Ganztteiltranslozierung wurde es in drei große Teile zerlegt, per Tieflader ins LWL-Freilichtmuseum Detmold gebracht und dort wieder zusammengesetzt. Auf diese Weise blieb die originale Bausubstanz mit allen Nutzungsspuren nahezu vollständig erhalten. Nach einer aufwendigen Restaurierung wurde das Haus schließlich im Rahmen eines Kunstprojektes auf der Grundlage der Lebensgeschichten seiner Bewohnerinnen und Bewohner musealisiert. Seit 2001 kann es im LWL-Freilichtmuseum Detmold als Tagelöhnerhaus aus Vinsebeck unter dem Titel „InnenLeben – Haus der Gefühle“ besichtigt werden.

Anmerkungen

¹ Sämtliche biografischen Angaben stammen aus den Archivalien, die in der Sammlung des LWL-Freilichtmuseums in Detmold aufbewahrt werden. Die Lebensgeschichte von Karoline Glitz und ihrer Familie konnte außerdem durch die Interviews rekonstruiert werden, die ich im Januar und Februar 1992 in Vinsebeck mit zahlreichen Gewährsleuten geführt habe. Die Angaben zur Baugeschichte des Hauses sind den Ergebnissen der Bauuntersuchung durch das LWL-Freilichtmuseum entnommen.

Literatur

Galle, Herbert/Pahs, Stephan/Wilpers, Gabriele: InnenLeben – Haus der Gefühle. Gegenwartskunst als Mittel der Musealisierung. In: Jan Carstensen/Joachim Kleinmanns (Hgg.): Freilichtmuseum und Sachkultur. Festschrift für Stefan Baumeier zum 60. Geburtstag. Münster u. a. 2000, S. 249–258. | InnenLeben. Haus der Gefühle. Ein Kunstprojekt von Herbert Galle und Gabriele Wilpers im Tagelöhnerhaus aus Vinsebeck im LWL-Freilichtmuseum Detmold. Detmold 2007 (Einzelführer des LWL-Freilichtmuseums Detmold, Westfälisches Landesmuseum für Volkskunde; 19). | Pahs, Stephan: Warum der Holzschuh geröntgt werden musste – oder: Musealisierung eines Tagelöhnerhauses mit den Mitteln moderner Kunst. Das Projekt „InnenLeben – Haus der Gefühle“ im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. In: Museum heute 23 (2002), S. 53–57. | Schäfers, Heinz: 950 Jahre Vinsebeck. In: Heimatverein Stadt Steinheim (Hg.): Steinheim – mit den Ortsteilen Bergheim, Eichholz, Grevenhagen, Hagedorn, Ottenhausen, Rolfzen, Sandebeck, Vinsebeck. Steinheim 1982, S. 301–327.

Stephan Pahs